

Die dritte Ausstellung zum Dekalog setzt die assoziative Betrachtung der Zehn Gebote mit dem dritten »Du sollst den Feiertag heiligen« fort.

Auch in dieser als freier Denkraum konzipierten Ausstellung wird das Gebot nicht theologischen Überlegungen unterzogen, sondern in Bildern, Artefakten und Texten in einer offenen Weise gespiegelt. Im Zentrum steht der wie auch immer hergestellte Ausnahmezustand des Innehaltens, der vom gewohnten Tätigsein absehenden Besinnung. Dies kann in kontemplativer Beschaulichkeit wie in seinem Gegenteil, der aggressiven Euphorie eines ungewohnten Ereignisses geschehen. Die psychische Bereitschaft zum Krieg beispielsweise hat nach Manès Sperber ihre Ursache im allgemeinen Moratorium des Alltags als »eine völlige Umwälzung der Lebensweise und der alles regelnden täglichen Ordnung«. Der Krieg als totales Fest, als Suspension vom Gewohnten ist die unheilige Kehrseite des Friedens.

Wenn das Ritual der Feier routiniert wird und den Alltag nicht mehr zu erhellen vermag, kommen die anderen Geister, die die stumpfe Ausnahme als das *non plus ultra* feilbieten, auch wenn es nur Alexa heißt und nichts weiter verspricht, als den Ramsch noch größer und billiger auszubreiten. Die Erstürmung des Kauftempels ähnelt erschreckend den Gewaltszenarien des Bürgerkrieges dieser durch die Großmächte dieser Welt im Namen der Freiheit legalisierten kleinen Kriege. Die Ukraine ist das jüngste Beispiel in einer langen, nicht abreißen den Kette von Destabilisierungskonzepten. Auch hier reicht unser Spiel weit über das bloße Dokument hinaus.

Der assoziative Gedanke ist in seinen erhellenden Momenten eine Feier des Geistes auch da, wo er sich an den säkularen und trivialen Dingen entzündet. Das in Antonionis *Zabriskie Point* in Zeitlupe gefilmte grandiose Zerbersten einer Villa gleicht einem psychedelischen Sonntag, an dem die »ekligen Geister«, wie Luther sie nannte, das verführerische Kaleidoskop ihres Zerfalls bieten. Der gottesfürchtige Andrej Rubljow beobachtet in Tarkowskis gleichnamigen Film die freizügige Feier der Heiden als sündhaftes Freiheitsfanal. Bilder wie die von Loredana Nemes wirken nur im Innehalten des Betrachters, der sich in den Moment der fotografisch eingefrorenen Zeit versenkt. Das Sehen künstlerischer Bilder ist die schiere Feier, das Gewährwerden des Ungewohnten. Sie »heiligen« das Stillestehen, das Glück der Versenkung. Im bewegten Bild des Films dehnt die Zeit diesen Zustand lediglich aus.

Der Künstler Joseph Beuys stellt gegen die Besinnungslosigkeit der Ökonomisierung aller Lebensverhältnisse sein: »Ich kenne kein Weekend.« Ein Manifest gegen den intuitionslosen Materialismus, der sich mit der Trägheit verbündet, »... so man bisher«, wie Luther in seinem *Großen Katechismus* schreibt, »unter die Todessünden gezählt hat und heißet Akidia, das ist Trägheit oder Überdruß, eine feindselige, schädliche Plage, damit der Teufel vieler Herzen bezaubert und betrügt ...« (Luther, 3. Gebot, *Großer Katechismus*).

Die Ausstellung handelt auch von der Umkehr, von der kritischen Rückschau auf das Geschaffene, von der Feier seiner idealen Grundlagen und seiner misslungenen Praxis als Vorschein des Abgrunds.

Wir als Menschen wagen allgemein zu behaupten, die Tiere kennen keinen Sonntag, keine Ausnahme von ihrem den Instinkten unterworfenen Dasein. Dennoch sind Tiere immer wieder Sonntagssymbole, wenn es erlaubt ist, ihre ikonische Verwendung so zu nennen. Wie etwa die ausgezeichnete Taube, die in allen großen Kulturen bis hin zum Christentum den Geist

verkörperte. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass der große Spanier Picasso der kommunistischen Friedensbewegung 1949 diese bis dahin allein dem übersinnlichen Seelenheil dienende Taube einer säkularen Heilsgesellschaft als Symbol des ewigen Friedens entworfen hat, das nicht nur Bertolt Brecht seinem ersten Bühnenvorhang am Berliner Ensemble wie einen Orden anheftete, sondern das auch Millionen Kinder am 1. Mai durch die Straßen einer Gesellschaft trugen, die nicht nur Picasso, sondern jede Metaphysik längst verloren hatte.

Die Biene ist das andere große Zeichen eines Opferstaates, der sich selbstlos um eine Königin gruppiert. Der zwiespältige Napoleon, der dem radikalkatholischen Léon Bloy als Apokalyptischer Reiter galt, hat sich nicht die Taube, sondern die Biene auf seinen Kaisermantel nähen lassen. Napoleon war der König der Bienensoldaten, der die Schlacht als das heilige Schwärmen seines Heeres verstand.

Der belgische Symbolist und Freund Mallarmés, Maurice Maeterlinck, gibt uns Kunde von diesem einzigen Sonntag, der dem emsigen, ausschließlich der Sorge um die Zukunft gewidmeten Bienenvolk von der Natur oder, wie Maeterlinck schreibt, vom Geist des Bienenkorbs gegönnt wird. Dieser *Esprit de la ruche*, von dem Rilke hoffte, dass es einmal ein *Esprit de la terre* würde, der Geist der Natur, der uns mit seiner alles übersteigenden Größe so trunken macht, dass wir ihm ohne zerstörerische Selbstsucht zu folgen bereit sind. Darum könnte es auch Luther gegangen sein, um die Ausnahme, die das Wort des alles übersteigenden Geistes lernbar und erfahrbar macht. Das Schwärmen als einzige Ausnahme im Leben der Bienen scheint ein Bild zu sein, das das innere Geheimnis des Feiertags assoziativ aufnimmt als eine Feier, die in ihrem entscheidenden Punkte alles Gewohnte fahren lässt, um sich darin neu zu finden.

Da diese Schilderung von Maeterlinck nicht nur ein Fest der Sprache ist, die sein Übersetzer Friedrich von Oppeln-Bronikowski aus dem Französischen kongenial übertragen hat, sondern in seinem rätselhaften Gleichnischarakter auch ein ambivalentes Denkbild menschlicher Feiertage, sei hier der originale Wortlaut wiedergegeben:

»Wer die betäubende und wirre Episode des Schwärmens bei einem starken Bienenvolke zum ersten Male miterlebt, der ist ziemlich außer Fassung und kommt nur furchtsam näher. Er erkennt die friedlichen und ernsten Bienen der Trachtzeit nicht wieder. Noch vor wenigen Minuten sah er sie aus allen vier Winden herbeifliegen wie kleine emsige Bürgerfrauen, die sich durch nichts von ihren Haushaltsgeschäften ablenken lassen. Erschöpft, atemlos, hastig und aufgereggt, aber leise schlüpfen sie fast unbemerkt in das Flugloch und die jungen Wächterinnen am Eingang nicken ihnen im Vorbeikommen mit den Fühlern zu ... Heute bietet sich ein ganz anderes Bild dar. Eine Zahl von Arbeitsbienen fliegt allerdings nach wie vor, als wäre nichts geschehen, friedlich aus und ein, reinigt den Stock, klettert zu den Brutzellen hinauf und scheint von der allgemeinen Trunkenheit nicht fortgerissen zu werden. Es sind die, welche die Königin nicht begleiten werden, sondern im alten Heim zurückbleiben, um es zu beschützen, die neun- oder zehntausend Eier, die achtzehntausend Larven, die sechsunddreißigtausend Nymphen und sieben oder acht Prinzessinnen, die allein zurückbleiben, zu pflegen und zu ernähren. Sie werden zu dieser schweren Aufgabe auserkoren, ohne dass man wüsste, wie, noch durch wen und nach welchem Gesetze. Doch sind sie diesem Gesetze fest und unverbrüchlich treu, und wiewohl ich mehrmals das Experiment gemacht habe, eines dieser selbstverleugnenden Aschenbrödel, die man an ihrem ernsten und bedächtigen Wesen leicht aus dem schwärmenden Volke herauskennt, mit einem Farbstoffe zu bestäuben, so habe ich doch nur selten eine von ihnen in der trunkenen Menge des Schwarmes wiedergefunden.

Und doch scheint der Reiz unwiderstehlich. Es ist der Wonnetaumel des – vielleicht unbewussten – gottverordneten Opfers, das Honigfest, der Sieg der Art und der Zukunft, es ist der einzige Tag der Freude, des Vergessens und der Ausgelassenheit, es ist der einzige Sonntag der Bienen. Und anscheinend auch der einzige Tag, wo sie nur für ihren Hunger essen, wo sie die ganze Süße des von ihnen aufgespeicherten Schatzes empfinden. Sie sind wie freigelassene Gefangene, die sich plötzlich ins Land der Freiheit und des Überflusses versetzt sehen. Sie frohlocken, sie sind nicht mehr Herr ihrer selbst; sie, die nie eine unangebrachte oder unnötige Bewegung machen, sie kommen und gehen, fliegen ein und aus und immer wieder, um ihre Mitschwestern anzufeuern, um nachzusehen, ob die Königin bereit ist, um ihre Ungeduld zu betäuben. Sie fliegen höher, als es sonst der Fall ist, und das Laub der großen Bäume rings um den Bienenstand bebt von ihrem Schwirren. Sie kennen keine Furcht und Sorge mehr. Sie sind nicht mehr wild, schnüfflerisch, argwöhnisch, reizbar, heftig und unbändig. Der Mensch, der unbekannte Herr, den sie nie anerkennen, und der ihrer nur dadurch Herr wird, dass er sich allen ihren Arbeitsgewohnheiten anpasst, alle ihre Gesetze achtet und Schritt für Schritt der Spur folgt, die ihr stets auf die Zukunft gerichteter Sinn, ihr durch nichts zu trübender, durch nichts von seinem Ziele abzulenkender Verstand dem Leben aufdrückt, – der Mensch kann ihnen nahen, kann den brausenden, kreisenden Schleier zerreißen, in den sie ihn goldig und sanft einhüllen, er kann sie in die Hand nehmen, sie einzeln abpflücken, wie Weinbeeren von der Traube; sie sind ebenso sanft, ebenso harmlos wie ein Schwarm Libellen oder Nachtfalter. Sie sind an diesem Tage glücklich, obwohl sie nichts mehr besitzen, sie blicken vertrauensvoll in die Zukunft, und wenn man sie nicht von ihrer Königin trennt, die diese Zukunft in sich trägt, fügen sie sich in alles und verletzen niemand. Aber das eigentliche Zeichen ist noch nicht gegeben ... In dem Augenblick, wo dieses Zeichen zum Aufbruch gegeben wird, scheinen sich alle Thore der Stadt mit einem Male zu öffnen, wie von einem plötzlichen, irren Stoße, und die schwarze Menge strömt oder vielmehr stürzt hinaus, je nach Anzahl der Öffnungen in einem doppelten, dreifachen oder vierfachen, geraden Strahle, der sich alsbald in der Luft zu einem summenden Netze von hunderttausend wild schwirrenden, durchsichtigen Flügeln zerteilt. Einige Minuten schwebt dieses Netz über dem Bienenstock wie ein durchsichtiges Seidengewebe, das tausend und abertausend elektrisch bewegte Hände unaufhörlich zerreißen und wieder zusammenfügen; es schwankt hin und her, stockt und wallt von neuem zwischen den Blumen der Erde und dem Blau des Himmels auf und nieder, wie ein Schleier der Freude, den unsichtbare Hände beständig schwenken, zusammenraffen und wieder entfalten, als feierten sie die Ankunft oder das Scheiden eines hohen Gastes. Endlich senkt sich einer der Zipfel, ein anderer hebt sich, die vier sonnenglänzenden Enden des schimmernden Mantels stoßen zusammen und wie ein Zaubertuch im Märchen, das den Horizont durchsegelt, um irgend welche Wünsche zu erfüllen, steigt der Schwarm, bereits wieder geballt, nach dem nächsten Linden-, Birnen- oder Weidenbaum auf, um die heilige Trägerin der Zukunft wieder mit seinen Leibern zu bedecken. Denn die Königin hat sich dort bereits angesetzt, wie ein goldener Nagel, an den sich nun die brausenden Wellen des Schwarms eine nach der anderen anhängen, bis rings herum sich ein flügelglänzender Perlenmantel schlingt.«

Eugen Blume